Zeitschrift: Adelbodmer Hiimatbrief
Herausgeber: Stiftung Dorfarchiv Adelboden
Band: 58 (1997)

Artikel: Barbara. Teil 4
Autor: Bärtschi, Rosina
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1062882

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Man sagt, dass frühkindliche Erlebnisse sich tief einprägen. Seither habe ich viele Stürme, Gewitter und elementare Gewalten, vor allem im Hochgebirge, erlebt. Sie sind mir bis heute irgendwie Vertraute geblieben, Andacht und Staunen erweckend.

Ernst Allenbach, Niedermuhlern

Barbara Teil 4

Barbara versetzte sich in Gedanken zurück in ihre früheste Jugendzeit. Als sie siebenjährig war, flatterten schon lange keine wilden Locken um ihren Kopf. Die wurden ihr abgeschnitten, weil die Mutter anderes zu tun hatte als jeden Morgen diese verworrenen Haare zu kämmen. Als die Haare nachgewachsen waren, wurden ihr zwei feste Zöpfe geflochten, damit sie den ganzen Tag auch recht gekämmt aussehe, meinte die Mutter. Eines Morgens im April sagte die Mutter: «Barbel, jetzt musst du auch anfangen zur Schule zu gehen.» Mit Bruder und Schwester wurde der einstündige Weg unter die Füsse genommen.

Das Schulhaus war alt und baufällig, das Schulzimmer viel zu klein für die 70 Kinder. Von der ersten bis zur neunten Klasse mussten alle darin Platz finden. Es standen noch lange alte, unpraktische Bänke darin. Sechs bis sieben Kinder mussten in einem solchen Platz finden. Barbara betrachtete all das Neue, Ungewohnte mit kritischen Augen. Der Lehrer fragte jeden nach seinem Namen. So wurde eines nach dem andern in diese unpraktischen Bänke placiert. Zuletzt blieb noch ein Knabe übrig, der sollte neben Barbara Platz nehmen, beide vergossen heisse Tränen deswegen. Alle andern konnten Mädchen zusammen und Knaben zusammen sitzen, nur bei ihnen machter der Lehrer eine Ausnahme, weil es sich eben so ergab. Aber die beiden empfanden es als Ungerechtigkeit und waren schon am ersten Tag todunglücklich. Bald wurden sie aber gute Kameraden und nach einem Jahr, als sie wieder versetzt wurden, da waren sie genau so unglücklich, dass sie nicht beisammen bleiben durften. Die Strapazen des weiten Schulweges, besonders im Winter, denn damals hatten die Bergbauernkinder noch keine Ski und selten eines einen Schlitten, sah man bald sich bemerkbar

machen. Barbel hatte längst die roten Wangen verloren. Müde und abgekämpft kam sie an einem stürmischen Winterabend von der Schule heim. Sie fühlte sich müde, wenn sie am Morgen aufstand.

Eines Tages, es war Tauwetter, der meterhohe Schnee war schwer und nass, der Weg schlecht; eine unsagbare Müdigkeit kam über sie. Die älteren Geschwister waren schon lange daheim. Barbel hatte nur den Wunsch abzusitzen und zu schlafen. Aber sie raffte sich immer wieder auf; da es im Winter immer früh dunkel wurde, wusste sie, dass sie nicht nachgeben durfte. Endlich war es überstanden. Daheim angelangt, legte sie sich hinter den hohen Schiefersteinofen und schlief sofort ein. Die vielbeschäftigte Mutter hatte gesehen, dass das Kind heimgekommen war und liess es gewähren. Zwei Stunden später erwachte es und schrie vor lauter Schmerzen. Die ganze Nacht kam die Mutter nicht zur Ruhe. Am Morgen wurde der Doktor geholt, der untersuchte Barbara lange. Er war schweigsam und sagte dann, es solle jemand mit ihm kommen und Mittel holen, es sei eine doppelseitige Lungen- und Brustfellentzündung. Bald phantasierte Barbel im Fieber und wusste nicht mehr, wo sie war. Vierzehn Tage später erkrankte eine Schwester, einige Tage darauf ein Bruder an der gleichen Krankheit. Diese beiden waren junge Menschen von 20 und 24 Jahren, Barbel war damals zehnjährig. Der Arzt kam alle Tage, er brauchte drei Stunden für den Weg hin und zurück. Er schüttelte oft den Kopf und sagte später, er habe für keines von den dreien mehr Hoffnung gehabt. Die erwachsenen Geschwister erholten sich dann bald wieder, aber Barbara war den ganzen Frühling kränklich und durfte nicht zur Schule gehen, der Arzt erlaubte es nicht.

Später, als sie dann wieder hergestellt war und jeden Tag den weiten Weg zur Schule machte, schaute die Lehrerin sie oft mitleidig an und rief sie in der Pause zu sich: «Komm Barbeli mit mir in meine Wohnung und trink eine Tasse feine Milch und eine Honigschnitte bekommst auch, so bekommst du wieder etwas Farbe, du bist auch gar so bleich.» Dann kramte sie noch ein schönes neues Heft hervor und eine Schachtel mit Wasserfarben; kaum zu denken wagte Barbel, dass diese Herrlichkeiten ihr gehören sollten. Aber die gute Lehrerin hatte grosse Freude an der zeichnerischen Begabung ihrer Schülerin und schenkte ihr öfters das nötige Material dazu. Zeitlebens vergass Barbara ihre Gönnerin nie und hatte immer eine besondere Verehrung für sie. Daheim schlich sie gern ein wenig abseits nach getaner Arbeit und zeichnete und malte nach Herzenslust.

Dann fing sie wieder an mit Messer und Säge zu hantieren und schnitzte alle Haustiere und nach Bildern Bären, Gemsen, Kamele, einfach alles, was sie zu sehen bekam. Die Eltern drückten gern ein Auge zu, wenn sie abends noch nach der Arbeit, wenn schon alle zu Bett gegangen waren, allein beim Petrollämpchen ihren Liebhabereien oblag,

denn sie hatten selber Freude an der schönen Begabung ihrer Tochter. Einmal, als sie beim Vater auf der Alp war, kam eine deutsche Familie. Es waren Feriengäste, die in Scharen im Sommer überall zu sehen waren. Sie verlangten Milch zu trinken, sie setzten sich in der Alphütte in die Stube, auf dem Tisch lagen Zeichnungen von Barbara. Der Herr besah sich diese genau, dann sagte er zu Barbaras Vater: «Wer hat das gemacht?» Der Vater meinte, «o die Barbara, die zeichnet sogar auf dem Berg oben», darauf fragte der fremde Gast: «so ein Talent sollte ausgebildet werden». Ob er sie mit nach Berlin nehmen solle, er würde sich's mit Freuden etwas kosten lassen, da er selber keine Kinder habe. Aber der Vater antwortete: «Nein, meine Barbel, die bleibt hier bei mir, die gebe ich nicht so weit fort.»

Solange Barbara und ihr jüngster Bruder noch zur Schule gingen, zogen sie jeden Sommer mit ihrem Vater, dem Luegbauer, auf die Morgenbergalp. An schönen Tagen gingen die beiden ins Tal, um auf dem Luegaus heuen zu helfen und Milch hinunter zu bringen. War das Wetter zu schlecht zum Heuen, so blieben sie auf der Alp und brachten zwischen den Hausarbeiten Holz aus dem Wald herauf.

An einem Sonntagmorgen, da der Luegbauer in den Stall kam um zu melken, lag seine beste Kuh, die Teube auf dem Boden hingestreckt und wollte nicht mehr aufstehen. Schnell musste Barbara ins Tal hinunter, in des Nachbars Garten nach Christrosenwurzeln graben und diese hinauf auf die Alp bringen. Der Vater machte dem schönen Tier einen Schnitt in den Hals und steckte diese Wurzel in die offene Wunde. Aber es war schon zu spät, eine Stunde nachher war die Kuh tot. Der Luegbauer konnte nicht zusehen, wie die Nachbarn das schöne Tier aus dem Stall zerrten und verscharrten. Er schloss sich ins Käsgaden ein und weinte bittere Tränen, die niemand sehen durfte.

Alle Tage kamen Touristen vom Dorf herauf, um die Aussicht und den schönen Tag zu geniessen. Sie setzten sich gerne auf die Laube zum Luegbauer und tranken mit Behagen die frische Alpenmilch, die er ihnen brachte. Nun kam es einmal ein paar jungen Stadtleuten in den Sinn, sie möchten in der Hütte bei diesem Mann und seinen Kindern ihre Ferien verbringen. Der Bauer schob seine Zipfelmütze vom linken aufs rechte Ohr, kratzte sich am Hinterkopf und meinte dann zögernd, das gehe nicht, man habe keinen Platz zum Schlafen und zum Essen. Die jungen Herren schlüpften neben dem Bauer, der breit in der Türe stand, in die Küche, sahen eine Leiter, die zum Dachboden hinaufführte, kletterten über diese hinauf und prüften die Möglichkeiten einer Schlafstätte. Es kam ihnen dann doch etwas zu niedrig und dunkel vor da oben. Bald waren sie wieder die Leiter herunter und in der Küche. Sie schauten sich nun da um und sahen zwei Türen, die sie ohne Umstände öffneten und glaubten, nun gefunden zu haben, was sie wünschten. Das eine Gemach

könnten sie als Schlafstätte brauchen und das andere als Esszimmer. Wo sich die Familie des Bauern aufhalten sollte, daran verschwendeten sie keinen Gedanken. Sie versprachen gute Bezahlung und meldeten sich für die kommende Woche für ihren Ferienaufenthalt an. Da bares Geld in der damaligen Zeit ein rarer Artikel war, sagte der Bauer zu und überdachte erst hinterher, wie man sich nun einrichten wolle. Die Kinder schliefen im Heu auf dem Dachboden, in der Schlafstube wurden vier Pritschen mit Matratzen bereitgemacht. Die Mutter musste vom Tal heraufkommen, um den Gästen zu kochen. Alle Tage mussten Barbara und Fred ins Tal, um Proviant heraufzutragen. Barbaras Mutter wusste auch in den einfachsten Verhältnissen, es den Gästen und ihren eigenen Leuten heimelig und freundlich zu gestalten. Das Essen war einfach, aber sauber und schmackhaft. Tisch, Bänke und Böden waren immer schneeweiss gefegt. Ein Blumensträusschen zierte den sauberen Esstisch. Und nicht zuletzt ihre freundliche, dienstfertige Art liess die verwöhnten Städter ungern scheiden von ihren Gastgebern.

In diesen Jahren wurden in Altschwanden grosse Hotels gebaut, die Fremden kamen in Scharen. Innert zwanzig Jahren war das Dorf zum weltbekannten Fremdenkurort geworden. Barbara erlebte diese Entwicklung sozusagen mit. Aber im Elternhaus lebten sie dessen ungeachtet einfach, fleissig und nach dem Vorbild der Eltern, fromm ohne sich dessen recht bewusst zu sein. In nächster Nähe des Elternhauses wurden von einem klugen, weitblickenden Mann nacheinander neun Häuser, eines davon sogar ein kleines Hotel, gebaut. Dieser Mann war Barbels Vetter, nahe verwandt, und deswegen wurde er ihr Taufpate. An diesem Mann hing sie mit einer gewissen Verehrung und einem geheimen Stolz, denn er war auch Lehrer.

In diesen Häusern nahm die Fremdenindustrie ihren Anfang. Wenn der Vater nach Feierabend noch ein wenig auf einem Bänklein unter einem grossen Ahorn mit seinem Nachbar und Verwandten zu einem Plauderstündchen zusammenkam, so schlich sich Barbeli unbemerkt dem Vater nach und setzte sich ohne Scheu neben ihren Götti und hörte zu, was die Männer einander zu erzählen wussten. Nach einer Weile strich ihr der Götti freundlich übers Lockenhaar und gab ihr eine Handvoll Kleingeld und sagte zu ihr: «Gell, Barbeli, ich bin dein Götti oder nicht?» Da gab sie ihm ihr Händchen und sagte: «Gute Nacht Götti», rutschte vom Bänklein und verschwand heimzu.

Fortsetzung folgt